— Ein —

Kind des Meeres.

Roman von **Bilma Lindhe.**

Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Laura Fehr.

(4. Fortsetzung.)

Sie blickte zu ihm auf, — es war doch anders gekommen, als sie sich gedacht. Sie wußte nicht, woran es lag, aber es wurde ihr so wunderbar traurig zu Muth, als sie seine schönen Züge betrachtete.

Seine Augen folgten jeder Bewegung ihres ausdrucksvollen Gesichts; sie verstand es nicht, ihre Gefühle zu verbergen und alle Koketterie war ihr fremd.

„Glaubst Du nicht, daß ich es erkenne, was Du bei diesem einförmigen Leben voll Zwang erleiden mußt?“ fuhr er fort. „Ich will der Prinz im Märchen sein, der das schlummernde Dornröschen zum Leben und zur Freiheit weckt.“

Wenn nicht er es thäte, wer würde es wohl sonst thun? Diese Frage hatte sie sich mehr als einmal vorgelegt. Hierher würde nie Jemand kommen, als nur der Adjunkt, der Landarzt und einige der benachbarten Gutsbesitzer.

Oh, wie diese sie bei dem letzten Feste angesehen hatten! Sie erröthete bei dem bloßen Gedanken.

Liebe, Leben und Freiheit!

Ein warmer Glanz schimmerte in ihren Augen, sie stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus und legte ihre Hand in die seinige. Er beugte sich über dieselbe und küßte sie.

Sie lachte und blickte sich um. Wie war doch die Welt so schön! Ueber ihr jubelten die Lerchen, die Schwalben flogen aus und ein zu ihrem Nest unter dem Dachvorsprung, die Knospen schwellten, Gras und Pflanzen keimten und die Luft war mit dem Brodem der warmen, erzeugenden Erde gesättigt.

Alles freute sich des Daseins! Warum sollte sie es nicht auch thun?

„Und Du willst bald meine Gattin werden?“ flüsterte er, sie in seine Arme schließend und einen heißen Kuß auf ihre schwellenden Lippen drückend.

Mit einem einzigen Ruck riß sie sich aus seiner Umarmung — sie war viel stärker als er.

Es war ein Impuls. Sie machte es sich nicht klar, was sie fühlte — war es Zorn, Abscheu oder Scham — oder eine Mischung von diesem Allen?

„Verzeih' mir!“ bat er demüthig, „aber ich liebe Dich so unsagbar, so grenzenlos.“

Diesen dunklen Glanz, der seine Augen größer erscheinen ließ, hatte sie schon öfter gesehen.

„Habe Dank!“ sagte sie einfach. „Es ist so süß, geliebt zu werden, und ich möchte gern eine gute, treue Gattin werden — aber sieh' mich nicht so an, und küsse mich nicht wie vorhin — ich ertrage es nicht. Kann man nicht auch ohne dieses lieben?“

Es lag etwas so Reines, so Unschuldiges in ihrem Blick und in ihrer Stimme, daß er seine Augen niederschlug.

Wiederum wurde sie von der Schönheitsfülle des keimenden, neuerwachenden Lebens, das der Lenz gebracht, hingerissen. Ein Schmetterling ließ sich nicht weit von ihren Füßen nieder und die Bienen umsummten nun den Kirschbaum, der in voller Blüthe stand — aber vor sein inneres Auge trat das Bild eines jungen Mädchens, mit scheuen Taubenaugen, die mehr als einmal mit unendlicher Zärtlichkeit in die seinen geblickt hatte.

Ein Schauder überlief ihn. „Gehen wir hinein,“ sagte er und reichte ihr die Hand.

Sie legte die ihre vertrauensvoll hinein, und so wandelten sie einher zwischen blühenden Tulpen und Narcissen.

Der Patron freute sich nicht — es kam ihm so ganz unverhofft, er hatte nicht einmal daran gedacht. Es gab keinen Mann auf der Welt, gut genug für sie — aber ein Stälsköld — das war schlimmer als alles Andere.

Die Gnädige dagegen war eitel Sonnenschein und ging gleich an die Herrichtung der Ausstattung. — Die Hochzeit sollte bereits im Herbst stattfinden; sie war ebenso ungeduldig wie der Bräutigam selbst. Ein Stälsköld würde wenigstens ein reicher Mann werden; ihr Herz schwoll vor freudigem Stolz, wenn sie daran dachte.

Oleandra war still und glücklich, sie hatte eine Zukunft, für die sie leben konnte.

Kein Liebeszwist kam zwischen ihr und Mauritz vor, sie hatten sich im Allgemeinen so wenig zu sagen, und er wollte sie außerdem am liebsten immer küssen, wann und wo sie sich trafen. „Das gehört sich für Brautlaute,“ sagte er wohl an die tausend Mal, sowohl in guten als in bösen Worten, aber es galt ihr gleich — und warum könnte er sie nicht ruhig und leidenschaftslos küssen, wie der Vater es früher zu thun pflegte?

Ellen hatte die Gegend verlassen, um eine kränkliche Tante in Schonen zu besuchen und würde nicht vor Weihnachten zurückkehren — das war das einzige Wölklein am Himmel der Braut.

Sie hatten sich nicht gesehen seit Anfang Mai bei der Verlobungsfeier, zu der die Jugend der ganzen Umgegend geladen war. Man hatte getanzt und im Freien gespielt, und Ellen war die Fröhlichste von Allen gewesen, sich selber ganz unähnlich, muthwillig und ausgelassen, mit Fieberröthe auf den sonst so bleichen Wangen.

Oleandra liebte vorzugsweise Spiele, bei denen es galt, sich zu rühren, und sie besaß große Fertigkeit in denselben, aber Ellen, die leicht ermüdete, hatte sich bald zurückgezogen.

Erst als das Spiel zu Ende war, vermißte Oleandra ihre Freundin und ihren Bräutigam.

„Ich sah sie bei einander im Garten“, sagte ein Mädchen, aber Oleandra bemerkte nicht das eigenthümliche Lächeln, das die Worte begleitete.

Mauritz trat in demselben Augenblick aus dem Hauptgebäude heraus; eine Hinterthür führte vom Garten aus dort hinein.

Sie eilte ihm entgegen und legte fröhlichen Sinnes ihren Arm in den seinigen.

„Wo hast Du Ellen gelassen?“ fragte sie scherzend.

„Ellen? ich weiß nichts von ihr,“ erwiderte er heftig.

Ein neues Spiel, an dem er sich eifrig betheiligte, nahm seinen Anfang; Oleandra aber durchsuchte den ganzen Garten, ohne ihre Freundin zu finden. Endlich fand sie dieselbe im Garderobezimmer, fast ganz von Mänteln und Tüchern verborgen. Sie lag, das Gesicht in die Kissen eines Bettes vergrabend da, schluchzend, daß ihr Körper erbebte.

„Was giebt's, geliebte Ellen?“ flüsterte Oleandra und warf sich neben ihr auf die Knie.

„Nichts, garnichts! Laß mich nur in Ruhe!“ erwiderte sie gereizt.

„Bist Du mir böse?“

„Wie kannst Du nur so fragen?“

„Ich weiß nicht — aber Du bist so sonderbar, und gegen Mauritz bist Du ein paar Mal recht unfreundlich gewesen. Gefällt Dir mein Bräutigam denn so wenig?“

„Weder wenig, noch sehr — er ist mir gleichgültig — völlig gleichgültig.“ Sie stieß die Worte heftig heraus.

„Ich begreife Dich nicht, aber Du thust mir weh. Kannst Du mir nicht sagen, was Du hast?“

„Nichts, sage ich Dir ja — ich bin nur müde — und es ist so schwer, Dich zu verlieren.“

„Oh, weiter nichts!“ Es wurde Oleandra plötzlich ganz leicht um's Herz. „Du verlierst mich darum doch nicht, weil ich heirathe. Dann werde ich ja erst recht frei und kann thun, was ich will, und dann kommst Du und besuchst mich auf lange Zeit. Glaubst Du, Mauritz könnte Dich ersetzen — das glaubst Du doch wohl nicht? Darfst es nicht glauben.“

Ellen richtete sich auf. „Sprich nicht so, es ist sündhaft. Ihr Beiden sollt einander jetzt Alles sein — Alles — Niemand darf sich zwischen Euch drängen.“

Oleandra half Ellen die verweinten Augen baden, und dann gingen sie miteinander in den Hof zu der übrigen Gesellschaft hinab.

Ein paar Tage später hatte ein Briefchen, zierlich und nett, wie Ellen selbst, die Nachricht ihrer plötzlichen Abreise gebracht.

Oleandra fuhr sogleich nach Kielen, aber die Freundin war schon Abends zuvor abgereist. Seitdem hatten sie sich nicht gesehen, und auf ihre kurzen, charakteristischen, mit großen ungleichen Buchstaben geschriebenen und unbeholfen zusammengefalteten Briefe erhielt Oleandra nur selten Antwort.

Dies Alles erfüllte ihre Gedanken, als sie im Brautschmuck dastand.

Der Herbst hatte die Bäume entlaubt; es herrschte Frostwetter ohne Schnee bei holprigen Wegen; Wagen auf Wagen fuhr vor und in Pelzwerk eingehüllte Menschen stiegen aus.

Wie gleichgiltig sie ihr Alle waren! Ellen hätte ihre Brautjungfer sein sollen — es war so bitter, sie zu missen! Und Mutter und Geschwister!

Sie schüttelte ungeduldig den Kopf und drängte die Thränen in den dunklen, träumerischen Augen zurück. Jetzt sollte ja das Leben beginnen — war das nicht Veranlassung genug, fröhlich zu sein..!

Mauritz hatte ihr noch am Morgen unter den zärtlichsten Liebkosungen gesagt, daß sie zum Frühling reisen wollten, weit weg, wohin es ihr beliebte, um mit eigenen Augen zu sehen, was sie gelesen und wovon sie gesprochen.

Ein weicher, zärtlicher Ausdruck glitt über ihre etwas strengen Züge.

Wie innig er sie liebte! Ein wenig mehr Ruhe in seinem Wesen hätte sie gern gehabt, aber es war süß, sich so geliebt zu wissen, und sie wollte auch alle ihre Kräfte aufbieten, um ihn glücklich zu machen.

Es war kein halbes Gelübde, daß sie an diesem Tage ablegte, und keine Furcht, dasselbe nicht halten zu können, lauerte in irgend einem Winkel ihres Herzens.

Der Patron war sehr erregt und schneuzte sich unaufhörlich, aber die Gnädige war stolz und glücklich. Das gute Werk war vollführt; das arme Fischermädchen war eine Stälskölds geworden, und als Ersatz dafür hatte dieser Name eine reiche Vergoldung bekommen.

An der Thür des festlich erleuchteten Saales stand Petrus in Uniform, eine Medaille auf der Brust.

Seine Kniee wollten ihn kaum tragen und er schien am meisten Lust zu haben, in ein verschwindendes Nichts zusammen zu kriechen, wenn dies möglich gewesen wäre. Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Er war niemals in so vornehmer Gesellschaft gewesen. Dies schmeichelte ihm, beunruhigte ihn aber auf's Höchste.

„Ich werde überhaupt nicht heirathen, wenn er bei der Hochzeit nicht zugegen sein darf,“ war Oleandras stehende Antwort auf alle Einwendungen der Gnädigen gewesen — und schließlich setzte sie ihren Willen durch.

Er meinte, niemals etwas Schöneres gesehen zu haben, als die hohe Gestalt in dem weißen Atlaskleid. Der Schleier legte sich mildernd über die stark gerötheten Wangen und die vollen Formen, und „die Augen waren accurat wie Sterne.“

Gleich nach der Trauung ging sie zu ihm hin und reichte ihm beide Hände.

„Wenn ich Deiner gedachte, pflegte ich Dich Vater zu nennen,“ sagte sie innig; „dieses ist's, was mich über manche schwere Sünde hinweggeholfen hat.“

Der Frühlingswind fuhr rauschend durch die Bäume, aber die Erde lag nackt und grau da, wie die Schneewehen in den Gräbern und Hecken. Regen und Schnee wechselten in kurzen Zwischenräumen.

Oleandra saß an einem Fenster des rechten Flügels, der für die Neuvermählten eingerichtet war — es begann zu dämmern.

Die Zimmer, vier an der Zahl, waren zierlich möblirt, denn Mauritz hatte nach seinem Geschmack gewählt und wußte, wie es sein sollte. Er lag auf seinem Sopha und las, während der Rauch seiner Cigarre langsam emporringelte. Als er nicht mehr sehen konnte, legte er das Buch weg und versank in Träumereien. Nach kurzer Zeit schon verkündigten lange, regelmäßige Athemzüge, daß er eingeschlafen sei.

Die Zweige der Syringen schlugen bisweilen gegen die Scheiben; es war dies der einzige Laut, welcher die drückende Stille unterbrach. Ja, still und öde war's in dem Flügel, nie vernahm man fröhliches Wirthschaften, denn für die gesammte Haushaltung wurde im Hauptgebäude gesorgt, dort nahmen die Neuvermählten ihre Mahlzeiten ein wie zuvor. Oleandra verstand ja nichts, und es wäre auch zu umständlich gewesen, eine Küche mehr einzurichten, zumal es durchaus unnöthig war.

Die Dämmerung und das Schweigen lasteten schwer auf ihr.

Sie war blaß und mager geworden und sah müde aus.

Endlich würde der Lenz kommen! Es war ein entsetzlich langer Winter gewesen!

Sie hatte solchen Ueberfluß an Zeit zum Denken, und ihre eigenen Gedanken fürchtete sie mehr als alles Andere. Aber einige Fragen kamen immer wieder und ließen sich nicht abweisen.

War dies Alles? War das Liebe? War das die Ehe?

Oh, so unwissend und so unerfahren in dieselbe einzutreten!

Wenn sie daran dachte, verbarg sie ihr Gesicht und schämte sich vor sich selber.

War dies Leben? War dies die Freiheit, die er ihr versprochen? War sie nicht tausend Mal mehr gebunden, an Leib und Seele gebunden?

Leben! das mußte etwas ganz Anderes sein! Lieber wäre sie die Gattin des ärmsten Taglöhners gewesen, der für sein Brod arbeitet, und wie stolz hätte sie auf einen Mann sein können und dürfen, der sich an ihrer Seite müde gearbeitet hätte!

Die tiefen Athemzüge dort vom Sopha reizten sie; sie erhob sich und begann im Zimmer auf und ab zu schreiten.

Warum las er ihr nie mehr vor? Warum hatten sie keine gemeinsamen Interessen und Gedanken?

War das immer so? Hatten die Eltern in derselben Weise geliebt? Oh, sie hätten gearbeitet — dies war der Rettungsanker.

Aber was sollte sie nur vornehmen, sie, die nichts gelernt hatte?

Warum hatte sie nicht dableiben dürfen, wo sie sich zu Hause fühlte, warum nicht für's tägliche Brot arbeiten, mit Noth und Gefahren kämpfen und ringen dürfen.

Sie hatte gelobt, ihn zu lieben! That sie es denn nicht? Sie erschrak über diese Frage — und dann antwortete sie mit ängstlichem Eifer, daß sie es thue, sie liebe ihn und sei so dankbar, so innig dankbar für seine große Liebe.

Dann fing sie an, lange Spaziergänge zu machen, nur um die quälenden Gedanken los zu werden, die ihr keine Ruhe ließen. Aber wo sie hinging, folgte er ihr nach — er hatte ja das Recht dazu — und nach kurzer Zeit blieb sie zu Hause, spielte Whist, las Romane, stickte und promenirte auf dem steinernen Kreuz wie vor ihrer Verheirathung.

Jetzt endlich nahte der Frühling und jetzt sollte es anders werden — sie durfte in die Welt hinaus und deren geträumte Herrlichkeit schauen. Der Patron hatte willig seine Zustimmung gegeben und versprochen, das Reisegeld solle reichlich bemessen werden. Wenigstens ein Jahr lang wollten sie fortbleiben und reisen, wohin die Lust sie trieb — nach England, Frankreich und Italien, vielleicht auch nach Amerika, denn über's Weltmeer zu fahren, war das Ziel ihrer Wünsche.

Wenn sie daran dachte, vergaß sie Finsterniß und Schweigen, vergaß sie die schwer zu lösenden Fragen und glaubte schon, das Tosen der Brandung zu vernehmen und zu spüren, wie das Fahrzeug vor schwellenden Segeln über die endlose Wasserwüste dahinflog.

Fieberhaft sehnte sie diesen Zeitpunkt herbei, zählte sie die Tage und war rastlos mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt.

Die Koffer standen gepackt; mit einem Gefühl jubelnder Freude hatte sie selbst Stück für Stück hineingelegt; Niemand durfte ihr helfen und Niemand machte es auch so geschickt und nett wie sie.

Auf der Sophalehne lag der Reiseanzug; dann und wann betrachtete sie denselben; er war hellgrau mit Litzen bedeckt. Die Reisetasche lag daneben und zu oberst der Hut. Niemals hatte sie an einem Anzug solche Freude gehabt.

Sie tanzte in der Stube umher, selbstkomponirte, eigenartige Melodien singend und trällernd, so daß Mauritz sie erstaunt ansah und sagte: „Du hättest wirklich singen lernen müssen.“

Am nächsten Abend wollten sie abreisen. Sie hatte bereits Petrus adieu gesagt und wollte auch noch von Berg, Wald und Feld Abschied nehmen, denen sie, wie sie jetzt erst, wo sie davon scheiden sollte, einen Platz in ihrem Herzen eingeräumt hatte.

„Ob ich wohl noch einmal in den Wald gehen kann, ehe Ellen kommt?“ fragte sie ihren Gatten.

Sie hatte schon den Hut aufgesetzt, bestrebt, hinauszuschlüpfen und allein fortzukommen.

„Oh gewiß; sie kommt wahrscheinlich erst gegen Mittag.“

„Nun, dann adieu! Falls sie kommt, wirst Du sie empfangen.“

Mit hastigen Schritten eilte sie von dannen. Der Buchenwald stand bereits in seinem saftigen jungen Grün, während das Eichenlaub noch in brauner Hülle schlummerte.

Niemals hatte sie das Leben so schön gefunden oder geglaubt, daß der Wald so prächtig sein könne, und wieviel herrlicher würde es erst draußen sein, wenn die Sonnenstrahlen auf den Wogenkämmen spielten!

Sie kam nach Hause, erhitzt und belebt und ging direkt in's Schlafzimmer, wo das Gepäck sich befand.

Das eine Fenster stand offen, ein leichter Luftzug bewegte die Vorhänge, der Duft der Hyacinthen und Narcissen, der blühenden Obstbäume und der keimenden Gräser und Pflanzen strömte in's Zimmer.

Stimmen schlugen an ihr Ohr. Sie trat an's Fenster. Auf der Bank saßen Ellen und Mauritz neben einander.

Sie wollte sich eben durch einen fröhlichen Zuruf bemerkbar machen, als sie gewahr wurde, daß Ellen weinte, während Mauritz sie umschlungen hielt.

Oleandra trat zurück, sie wollte nicht lauschen — es war so unbeschreiblich nichtswürdig.

„Du darfst nicht, Du darfst nicht!“ hörte sie Ellen schluchzen.

„Es ist sündhaft, so zu reden, sündhaft gegen Gott sowohl als gegen Andra, und sündhaft war es, was Du mir früher Alles sagtest, weil Du mich betrogst,“ fuhr die schluchzende Stimme fort.

„Aber ich liebe Dich, Dich allein, das weißt Du!“

„Und dennoch brachst Du Dein Wort und machtest mich so grenzenlos unglücklich.“

„Glaubst Du denn, daß ich glücklich bin, daß der Gedanke an Dich mich jemals verläßt?“

„Nein, ich will Dich nicht anhören. Jetzt darfst Du an nichts Anderes als an Andra denken, Du hast auch gegen sie unrecht gehandelt.“

„Beunruhige Dich ihretwegen nicht, ich werde immer zärtlich und gut gegen sie sein.“

„Ach wenn sie wüßte!....“

„Aber sie braucht nichts zu wissen!“

„Oh, wie ich mich selber verachte! Wenn ich ihr nur Alles sagen könnte und nicht gezwungen wäre, es zu verheimlichen und aus alter Freundschaft mit unter herzukommen. Tausendmal besser wäre es, zu sterben, als sich so erniedrigen zu müssen.“

„Jedes Wort, das zwischen uns Beiden gewechselt wird, ist ja eine Sünde.“

„Es war nothwendig, daß wir uns aussprachen und wir werden uns wenigstens ein Jahr lang nicht wieder treffen.“

„Nein, gottlob!“

„Aber ich kann ohne Deine Vergebung nicht abreisen. Du darfst mich nicht verdammen, Geliebte. Es war die Tante, die mich mit Vorstellungen und Bitten bestürmte. Wäre ich reich gewesen, ich wäre meiner Neigung gefolgt, aber es handelte sich um das Geld, den Namen, der zu Ansehen gebracht werden sollte, und zudem sah ich Andra alle Tage. Ich begreife selber nicht die Macht, die sie über mich hat und schon als kleines Kind über mich gehabt hat. Sag', daß Du mir verzeihst, daß ich nicht mit dem niederdrückenden Bewußtsein Deines Zornes und Deiner Verachtung wegzureisen brauche.“

„Du weißt sehr gut, daß ich nicht zu den Frauen gehöre, die hassen und verdammen können — aber laß uns nun Abschied für's ganze Leben nehmen — wenn Du wiederkehrst, werden wir, so hoffe ich, einander mit ruhigeren Gefühlen gegenübertreten können.“

Er beugte sich zu ihr herab und drückte einen Kuß auf ihre Schläfen.

„Sei Andra treu, versuche wieder gut zu machen....“ flüsterte sie, indem sie sich erhob und an seiner Seite den Gartensteig entlang ging — ganz wie Oleandra selbst dies vor einem Jahre gethan hatte, als er um ihre Hand anhielt.

Als sie außer Sicht waren, schloß Oleandra das Fenster, riß ihren Hut an sich und eilte durch den Hinterhof auf die Landstraße hinaus.

Gegen Mittag kehrte sie zurück, reichte Ellen eine kalte, feuchte Hand und sagte, sie sei halbtodt vor Müdigkeit und habe so entsetzliches Kopfweh.

Die Stimmung war gedrückt und Ellen nahm frühzeitig Abschied, ohne daß viele Worte zwischen ihnen gewechselt wären.

Es war ein lauter, milder Frühlingsabend, Oleandra saß auf der Bank unter den blühenden Ahornbäumen.

„Kommst Du bald herein?“ rief Mauritz von der Thür aus.

„Nein,“ erwiderte sie, „ich werde hier bleiben, so lange es mir gefällt.“

Sie blieb sitzen, die Blüthen regneten auf sie herab und die Luft war mit dem Duft derselben gesättigt.

Also um das Geld — daß sie das nicht begriffen hatte! Aber nicht allein um das Geld, noch ein Weiteres hatte ihn bewogen. Schamröthe brannte auf ihren Wangen. Das erste konnte sie verzeihen, aber nicht das Andere — in Ewigkeit nicht.

Was sollte sie thun? Sie war zu stolz, um ihn anzuklagen oder sich zu beklagen. Und wozu auch? Sie war ja gebunden, unwiderruflich gebunden durch das Siegel der Kirche — noch hielt sie mit der den Naturmenschen eigenen Treue fest an dem Glauben, daß ein gegebenes Versprechen heilig sei.

Wie hatte er so niedrig, so erbärmlich gehandelt! Wie sie ihn verachtete!

Sie stieß mit dem Fuß einen Stein an, daß er über den Hofplatz flog; das schaffte ihr Linderung, es war, als habe sie ihn getroffen.

Dann dachte sie an Ellen — arme kleine Ellen — ihr konnte sie nicht zürnen.

Daß sie so blind gewesen war! Jetzt verstand sie Alles — die Scene in dem Garderobenzimmer, die plötzliche Abreise, das blasse, leidende Aussehen, das scheue Wesen Ellens. Ach, hätte sie es damals verstanden, Alles wäre anders gewesen! Wie gut sie für einander gepaßt hätten, diese Beiden! Sie hatten ihre kleinen gemeinsamen Interessen, ihre Musik gehabt; sie erinnerte sich, wie sie mit einander hatten plaudern können, und Ellens heitere Geschäftigkeit würde ihn aus seiner Schläfrigkeit aufgerüttelt haben.

Welch' elendes Leben für sie Alle!

Sie dachte an die Reise, sie hatte dieselbe vergessen, sie hätten tagsdarauf reisen sollen — ja, hätten sollen — denn jetzt würde nichts daraus werden.

Mit ihm reisen, den sie verachtete? Sich von ihm die Herrlichkeiten der Welt zeigen lassen. Mit ihm allein in einem fremde Lande sein! Nein, niemals.

Sie erhob sich, ihre Augen blitzten, aber nach und nach wurden sie trübe und ausdruckslos. Es sollte also fortgesetzt werden, dieses öde, unthätige Leben — fortgesetzt werden „bis an's Ende“.

Am folgenden Morgen, ehe Mauritz erwachte, war ihr Koffer wieder ausgepackt und das Reisekleid in dem Schrank untergebracht.

Er zürnte, bat, machte ihr Vorstellungen, Alles umsonst, sie gab keine Gründe an, erklärte nur, daß sie da bleiben werde, wo sie sei — möge er allein reisen, wenn er wolle.

Wie sehr wünschte sie, daß er es thäte!

Und dann schlichen die Tage dahin, drückend und eintönig.

Sie war kalt, still und verschlossen geworden, und er wagte nicht zu fragen warum, denn ihm ahnte, daß sie etwas gesehen oder gehört habe.

Er wurde noch zärtlicher und aufmerksamer, aber er näherte sich ihr mit furchtsamer Scheu, und ein einziger Blick sagte ihm, daß er in ihren Augen nicht mehr derselbe sei, wie zuvor.

Sie nahm sich auch größere Freiheiten, blieb am liebsten für sich oder ging allein aus, ohne es ihm zu sagen. Er vermißte ihr freies, glückliches Zusammenleben, wagte aber nicht zu klagen.

Es dauerte nicht lange, ehe sie sich Mutter fühlte, und nun wurde sie außer sich. Sie hätte es sich als das größte Glück auf der Welt gedacht, ein kleines Kind — ihr eigenes Kind — an ihr Herz drücken zu können — aber jetzt war Alles anders. Wenn es nicht wahrer, lebendiger Liebe seinen Ursprung verdankte, sei es eine Sünde, eine Schande, daß es in's Dasein gerufen werde.

Hätte sie ihm vorher verzeihen können, jetzt vermochte sie es nicht. Es däuchte ihr, er habe ihre Ehre, ihr Glück, ihren Glauben, ihr Vertrauen, ihre Zukunft gestohlen — und, schlimmer noch als alles Andere, ihr die heiligen Gefühle der Mutterliebe geraubt und sie zu einem elenden, erbärmlichen Geschöpf gemacht, das nur Haß und Bitterkeit zu empfinden vermochte.

Sie wurde aber doch milderen Sinnes, je mehr die Zeit herannahte, und dachte mehr an das Kind, weniger an sich selbst. Das arme kleine Wesen konnte ja nichts dafür und sollte es auch nicht entgelten.

Ende Dezember genas sie eines Töchterchens, ein kräftiges, wohlgestaltetes Kind.

Sie liebte die Kleine vom ersten Augenblick an und war stolz auf sie, ertrug aber nicht, es mit anzusehen, wenn der Vater das Kind liebkoste, — es war ihr Kind, sie wollte es für sich allein haben und vergessen, daß es auch das seinige war.

Im Uebrigen war sie jetzt so freundlich gegen ihn, wie gegen eine Person, mit der man täglich verkehren und der man die nöthige Aufmerksamkeit erweisen muß.

Das Kind stillte sie selbst und wartete seiner Tag und Nacht; sie suchte sich einzureden, daß es künftighin alle ihre Gedanken in Anspruch nehmen und die Leere in ihrem Herzen ausfüllen werde, denn eine Leere war da, das Gefühl davon stellte sich manchmal plötzlich ein, von unsagbarer Angst und Verzweiflung begleitet.

Das Herz von Zärtlichkeit und Sehnsucht schwellen zu fühlen und zu verstehen anfangend, über welche Schätze von Liebe sie verfüge — und dann zu wissen, daß sie in kindischer Unerfahrenheit sich selbst dahin gegeben habe und daß dieser Kauf niemals rückgängig gemacht werden könne! Ihre übrige Lebenszeit sollte jetzt dem Bestreben geweiht sein, das Feuer zu löschen, das in ihr glühte.

Ach, daß sie alt wäre, daß sie mit einem Mal welk und grau werden möchte, aber das würde lange, so entsetzlich lange dauern!

Sie fühlte, wie das Blut siedete, sie dehnte ihre Glieder und war sich deren symmetrischer Schönheit und Kraft bewußt.

Mitunter dachte sie an die Möglichkeit, die Liebe ihres Mannes zu gewinnen, ihn wieder aufzunehmen in ihr Herz, aber sie fühlte, daß der bloße Wunsch Heuchelei sei. Es war nicht möglich, sie verachtete ihn zu tief, und sie verachtete sich selbst noch viel mehr, weil sie mit ihm zusammenlebte, als sei nichts geschehen, nur um des Hausfriedens, des Scheines willen.

Thea — so hatte sie das Kind nach ihrer Schwester genannt — war immer gesund, eben wie sie selbst, schlief, aß und gedieh, verrieth aber früh eine heftige, unbändige Gemüthsart und Oleandra erkannte mit steigender Unruhe, daß sie selbst nicht den Gleichmuth und die kluge Besonnenheit besitze, die erforderlich ist, um ein Kind zu erziehen.

In allem dem, was die leibliche Pflege betraf, zeigte sie sich ihrer Aufgabe gewachsen; aber wie sollte sie ihr Töchterlein erziehen können — dasselbe gut und glücklich machen. Das Kind war erst zwei Jahre alt und schon weinte die Mutter vor schwerer Besorgniß in Betreff seiner Zukunft. Sie erkannte, daß es ihre eigene heftige, heiße Natur geerbt — sie erkannte dies an den stürmischen Aeußerungen der Zärtlichkeit, mit denen die Kleine sie bisweilen überhäufte, an dem Trotz und den wechselnden Launen, die sie zeigte. Richtig angeleitet, würde sie sicherlich einst eine gute und brave Frau werden — sie fühlte, daß sie es selbst hätte werden können, aber nie hatte sie so wie jetzt über ihre eigenen Mängel getrauert.

Oleandra war jetzt zweiundzwanzig Jahre und stand in voller Jugendkraft und Blüthe. Ihre Gefühle waren ruhiger geworden und hatten sich gleichsam abgestumpft; sie ging zumeist schweigend umher, gesenkten Blickes und mit einem müden, schlaffen Zug um den Mund.

Sie hoffte nicht länger etwas von der Zukunft, dachte nur an das Kind und daran, wie sie Tag für Tag verbringe, zufrieden und geduldig.

Thea schlief in ihrem Korbwagen im Schatten eines Holzstoßes, das Kindermädchen saß daneben mit ihrem Strickstrumpf, Oleandra aber schritt gedankenvoll auf und ab, öffnete endlich die Gitterpforte und trat hinaus.

Als sie an die Steinmauer gelangte, welche die Terasse unterhalb des Hauptgebäudes begrenzte, blieb sie stehen.

Die Lindenbäume blühten, sie standen in langer Reihe gleich rechts; Oleandra athmete begierig den Duft ein und versuchte ein Zweiglein abzubrechen, konnte aber nicht hinaufreichen. Dann ging sie zur Mauer zurück und lehnte sich an dieselbe.

Die Sonne schien warm, kein Lüftchen regte sich; ein Vogel flog hin und wieder zwitschernd über die reifenden Saatfelder und vom Garten her drang ein würziger Duft von Meiran und Zwiebel zu ihr heraus. Sie hielt einen Grashalm zwischen den Lippen, den sie am Feldrain gebrochen hatte. Warme Gluth flimmerte und zitterte in der Luft, goldiger Duft lag über der Landschaft und die Sonnenstrahlen umwogten sie wie Fluthen üppiger Lebenslust und wollüstiger Sehnsucht.

Es war dennoch schön zu leben — wie auch immer das Leben war — schon allein das Dasein war eine Freude!

Ihr Blick fiel auf die Landstraße. In weiter Ferne erhoben sich die blauen Berge, hinter denen das Meer und die Welt lag, die sie niemals schauen sollte.

Mechanisch bewegte sie den Grashalm zwischen den feuchten Lippen hin und her, während ihr Blick den Bewegungen eines Mannes folgte, der raschen Schrittes sich näherte. Es war ein Fremder, das sah sie sofort. Ein breitkrämpiger Strohhut verbarg das Gesicht, der lange röthliche Vollbart aber war schon von fern sichtbar.

Er trug einen dunkelblauen, fest anschließenden Anzug von weichem leichten Stoff und eine kleine Reisetasche in der Hand.

Als er an sie herangekommen war, blieb er plötzlich stehen; die Sonne hatte ihn bis dahin am Aufsehen behindert, und er hatte Oleandra nicht bemerkt.

„Würden Sie, mein Fräulein, mir vielleicht sagen können, wo Kapitän Adamsson zu treffen ist?“ fragte er, den Hut lüftend und sich mit dem Taschentuch über die heiße Stirn fahrend.

Sie erröthete tief und lächelte über den Titel „Fräulein“.

„Wenn Sie mir folgen wollen, werde ich Ihnen behülflich sein, ihn aufzusuchen,“ erwiderte sie, den Grashalm fallen lassend, einen Schritt vorwärts that.

Da schoß es ihr durch den Sinn, wie groß und kräftig er sei, einen Kopf größer als sie.

„Bitte haben Sie die Güte, ein Zweiglein für mich abzubrechen!“ sagte sie und deutete zu den Linden hinauf.

Im nächsten Augenblick reichte er ihr mit leichter Verbeugung den duftenden Blüthenzweig. Ihre Blicke begegneten sich und in Beider Augen lag eine Mischung von Neugierde und Bewunderung.

„Mein Name ist Adamsson,“ sagte er, sich selbst vorstellend, „ein Neffe des ‚Brukpatron‘ — wie man ihn hier nennt.“ Ein Lächeln spielte um seine Lippen, allein er schwieg, ungewiß, mit wem er rede.

Sie antwortete nicht.

„Ich bin auch Seemann,“ fuhr er fort, „fahre auf England und Ostindien, bin aber vor einigen Tagen bei hartem Wetter auf den Grund gestoßen und liege seitdem unter Reparatur.“

Jetzt war die Reihe an ihr zu lächeln: er sah in Wahrheit nicht darnach aus, einer Reparatur zu bedürfen. Also Seemann war er, und ein rechter Seemann, das konnte sie sehen.

„Wohnen Sie hier, mein Fräulein?“

„Ich bin kein Fräulein.“

„Ah so — ich hätte das wissen müssen.“

„Wie so?“

„Die schönsten Früchte werden zuerst gepflückt.“

Es folgte eine kleine Pause — er wollte augenscheinlich wissen, wer sie sei, aber es schien ihr unmöglich, ihm dies zu sagen.

„Hoffentlich sind Sie doch wenigstens nicht meine Tante!“ platzte er mit komischem Ernst heraus.

Jetzt lachte sie hell auf, er stimmte mit ein, und ihr fröhliches Lachen erklang immer noch, als sie das Hauptgebäude betraten.

Im Flur lag eine der Mägde neben ihrem Scheuereimer und wiederum begegneten sich ihre Blicke. Es war, als ständen sie im geheimen Einverständniß, und Alles schien ihre Heiterkeit immer von Neuem zu erregen.

Der Patron war auf seinem Zimmer und Oleandra führte den Fremden dorthin.

„Hier bringe ich Dir Jemand, der Dich zu sprechen wünscht.“ Sie stand im Begriff, wie gewöhnlich das Wort Papa hinzuzufügen — hielt aber plötzlich inne.

Der Patron trat aus der inneren Stube heraus, schlaftrunken, das Haar in die Höhe gestrichen und im Schlafrock, und wiederum begegneten sich die Blicke Oleandras und des Fremden, während ein Lächeln um ihre Lippen spielte.

„Ich bin John, erkennst Du mich nicht wieder, Onkel?“

„John, ach du lieber Gott, John, ein Schlingel von dreizehn Jahren, das ist ja nicht möglich!“

„Das war ich vor fünfzehn Jahren.“

Er lachte wiederum, wobei seine gesunden weißen Zähne zum Vorschein kamen.

(Fortsetzung folgt.)

Schwäbischer Humor.

Auch der Humor im guten Lande Schwaben verdient volle Beachtung, die ihm eigentlich noch viel zu wenig seitens des deutschen Leserpublikums zu Theil wurde. Als Beweis, wie originell und witzig schwäbische Dialectdichtungen auch uns Nord- und Mitteldeutsche zu berühren vermögen, entnehmen wir dem „Wiener Humor“ die folgende schwäbische Soloscene Rud. Wollers, in welcher dieser den „Hanesle“ also seine Erlebnisse schildern läßt:

Nau! Nau! Mir wöllet jetzt ä Schöpple trinke un i will ällz verzähle, wie mersch in Stuagart gange isch. Letzti Sundäg bin i uf Stuagart nei', wo i mei' Leabtig nia bi' gwea. Und wia i ällz g'mächli' so bin rum'laufe, so siech i viel Fraua und Herra, die gauhd äll in a graußes Haus, bei a grauße Thür nei'. Ich frag' den Mann, der mit 'na Kaprolstock dafür steiht!, 's muaß da wol a Kerch sei'?“ Da lacht er und sait: „Du bist wohl 's aischtmal dahia? No, gang nei' und guck, da hinna thut ma Schofköpf' verkaufa!“ — „Was?“ sag' i, „Schofköpf', no Du bist no' da?“ — Da lacht der Greanrock und sait: „Willst au do rei? Zahl' drei Batze, no lass' i Di' nei'!“ — „Ja“, sag' i, „was soll denn hinna g'scheah?“ — „Comedi“, sait er, hast nia noiz so was gseah?“ — I zahl' drei Batze. D'rauf sait er: „Gang still dui Stugia nauf, so weitas ma' ka', dert steht e Mah', dem zeihst Du des Zettle na.“

I geh' nauf und wia i de Gang fürra gauh, in dem 's greuli fenschter gwea is, weil koi Finschter da gwea is, da — — Potz Blitz, werd mer ganz warm, i han uf emal e Maidli im Arm. Die hat aber ällz so laut g'schria, daß i glaub, sie hätt sie net amol küssa lassa, wenn i no' so g'schmeichlat hätt'. Doi ganget uf amal e kloins Thürle uf und da hat's blitzt und g'funklat, daß mer san vor lauta Gucka d' Auga verganga. I schrei, itzt blitzt. Da lacht Aner, der neba mia steiht und sait: „Des ischt der Kronleuchta und die Ampla, die anzunda worn sind.“ I schau' um und um und siach die Leuta wurla, wia d' Ratta; Fraua sitze do mit Huits, wia die Fuirkübla und vonna ihnra Schöpf' is abag'hangt allerzei Firlefanz und uf am a jeda a Gokatarschwonz.

Unner die Musikante es oaner g'sesse mit ma Stecka und hoat sie auf die Köpf g'haut, damit sia z' geige und z' blase anfanga. Und Ouna sitzt vorn in a Häusle und Böchle vor sich; das ischt g'wiß e Deliquent, der da eing'sperrt ist, damit er sich nicht rühre kann. Uf emol rollt das groiße Fürtuch af und da wert mers Gucke zum Graus. 's zerrt Oiner e Maidle ussem Haus. Dui schreit gottsjammerle: „Laud mi gau.“ Aber der Kerl will nit von er lau. Da kummt e alter Mann und fanget mit dem Kerle z'fechte an. Der Kerl sticht em taud. No glaubet, von denna Hundert regt si' Oaner? A Na! Sie pfeiget und geiget aft, war no' noiz g'schea, ich han nischt g'seah vor Angscht. Uf emol hair i a lustig's Stückle pfeifa, da tanzet All, wie uffera Kirmes, hent rothe Kleider an und roihe Bäckli. Da kummt der Kerla wieda und schmeichlat an Maidli und sie wellet richtig mit em fort. Da kommt en Andra, dui lest ihm d'Levitta, nennt em oi' Schlaraffeng'fries und machet oi Skandal, se send aber bald wieder lusti', bis oiner „Mordiou“ schroit. Kurz, es geiht kauderwelch zui in dem Haus. Der Kerla geiht noi z' Friedhof, da is a stoinerne Reiter gwea, der hat, i hab's g'wiß g'seah, mit de Maul g'schwätzt und dem Kopf g'wunka. Den hat der Kerle g'foppat und g'lacht. Bald aber hat's em's Lacha verbittert; der alte Mann, i han sölber zittert, is in d' Stuibe komma und hat den Kerle mit sein' Pratz dapple g'nomma. Derno' send ällige Tuifel komma, und hont em mitg'nomma in d' Höll. Den Schwefelphuhl han i richti' g'schmeckt und han die Hand vor die Auga g'halta. No und glaubet sie, Oiner im ganze Haus hätt' bet, noi' in d' Händ' han sie g'haut, und e Jubel ist g'west, älls wie bei oiner Hochzeit. I han bei mir denkt: Stuagart isch do a recht „Sodom und Gomorrha“ und 's bescht werd sei' mer geiht nimma noi und ißt z' Haus in soi Stüble Späzli mit Kraut, wie i jetzt thun werd'. — Guti Nocht!

Botenlohn.

In Persien lebte einmal ein Kadi, der weise und gerecht, aber wegen seiner Strenge beim gemeinen Volke nicht beliebt war.

Nun gab es zwei Männer, welche verfeindet waren: Abu Ishak und Al Hassan. Ersterer lästerte den Kadi auf offenem Markte, und Al Hassan hatte nichts Eiligeres zu thun, als alle diese Lästerungen dem Kadi wiederzuerzählen. Nach kurzem Nachdenken sagte der Kadi: „Es ist wahr, Freund Hassan, daß Abu Ishak nicht recht daran gethan hat, mich auf offenem Markt zu lästern, Allah wird ihn dafür bestrafen. Du aber sagtest mir alles in's Gesicht, dafür erhältst du 30 Bambushiebe.“

Und also geschah es.

— **Vergaloppirt.** Ein Professor läßt seine Schüler öfter freie Vorträge halten, bei welchen sie vom Katheder aus sprechen müssen, um sich an den Anblick der Zuhörer zu gewöhnen. Ein Schüler, der soeben einen Vortrag von seinem Platze in der Schulbank recht gut gehalten, muß nun denselben auch vom Katheder aus probiren. Kaum aber hat er angefangen, so wird er durch die ungewohnte Situation verwirrt und findet nicht mehr die rechten Worte. Da tritt der Herr Professor heran und spricht, in der Absicht, den praktischen Werth solcher Vortragsübungen recht eindringlich vor Augen zu führen: „Sehen Sie, wie leicht man dummes Zeug vorbringt, wenn man da oben steht!“

— **Es gibt Leute,** die ihre Grundsätze leichter ändern, als ihre Capric